

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 4

Rubrik: Basler Bilderbogen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hanns U. Christen

Frau Wanzenried schreibt ein Buch

Kein schön'rer Ort in dieser Zeit als Schloss Grossprotzenstein. Weit blickt es über die Lande. Zwar nicht bis an das ferne Meer, aber immerhin bis an die Basler Rheinhäfen, mit deren freundlicher Mitwirkung unser Land jährlich weit mehr als 8 Millionen Tonnen importiert. Davon im Jahre 1981 allein 159369 Tonnen Futtermittel. Das gehört zwar nicht in den Nebelspalter, aber ich habe längst ein schlechtes Gewissen, weil ich die Rheinhäfen fast nie im Basler Bilderbogen erwähnt habe. Jetzt kann mein Gewissen erleichtert aufatmen.

Das Schönste an dem schönsten Ort ist gewisslich das Turmzimmer. Es übertrifft sogar noch die Zofe Rosmarie, indem man sich in seinen Polstern so wohl räkeln kann. Bei der Zofe Rosmarie kann man das nicht. Dazu ist sie zu schlank. Ich räkelte mich am vergangenen Donnerstag wieder einmal so aus Herzenslust in besagten Polstern des Turmzimmers von Schloss Grossprotzenstein, die erst kürzlich frisch mit silbergrauem Nerz überzogen worden waren – ein Geschenk von Gottfried Wanzenried, dem führenden Kopf der Basler Liegenschaftsbranche, an seine Gemahlin Finette, geborene Adolfine Pfeleiderer aus Pfullendorf (Südweststaat). Gottfried Wanzenried hatte eigentlich nur Waschbärenfell gewählt, aber Frau Finette hatte ihn im Büro in eher kompromittierender Lage mit seiner neuen Sekretärin Ursula überrascht, und deshalb musste er höher greifen. Mir schräg gegenüber hatte sich Frau Finette selbstgeigen in den Fauteuil drapiert. Ehrlich gestanden: wer Frau Finette gekannt hatte, der wäre nie und nimmermehr auf den Gedanken gekommen, dass sie es war, die mir schräg gegenüber in den Fauteuil drapiert sass. Es war eine ganz neue Frau Finette, die man dort erblickte. Das lange Blondhaar fiel in wohlgeformten Locken über die Schultern, die unter einem Umhang aus tiefblauem Velour zu ahnen waren. Sofern man bei Frau Finettes Formen von ahnen sprechen kann. Sie hatte die Beine locker übereinandergeschlagen, so dass ihre Pluderhosen aus smaragdgrüner Rohseide bestens zur Geltung kamen. Was sie aber auch in jedem anderen Falle getan hätten, da Frau Finette Grösse 48 trägt, wenn sie sich stark beherrscht. In der Linken hielt Frau Finette ein gar goldenes Kettlein, kaum 450

Gramm schwer, das sie lässig durch die Finger gleiten liess, und drei Finger ihrer Rechten hatten ein goldenes Schreibgerät umfasst, gute 40 Zentimeter lang und einem Gänsekiel nachgebildet. Es war ganz deutlich und unverkennbar: Frau Finette hatte sich unter die Kulturschaffenden begeben!

«Es is scho alleweil mei Wunsch gesi», sagte Frau Finette in ihrem vorbildlichen Baseldeutsch, «emal e Büchle zu schreibe». Das war des Pudels Lösung! dachte ich, einigermassen frei nach J.W. von Goethe (1749–1832). Die Kunst der Literatur war es, auf der Frau Finette kulturschaffend werden wollte. «Ja?» sagte ich, etwas abwartend. «He jadele doch!» sprach Frau Finette und sah mich durch halbgesenkte Lider, auf denen Silberstaub glitzerte, kulturell hochwertig an. «Sie habe doch auch schon so Büchle geschriebe, habe Sie net?» sprach sie weiter. Ich konnte es nicht abstreiten. «Ich hab aber net an Sie gedenkt», sprach Frau Finette weiter, «sondern an e richtiges Dichterle.» Meine Vermutung, die mir schon beim ersten Satz von Frau Finette durch den Kopf geschossen war, erwies sich als richtig: Frau Finette Wanzenried geborene Adolfine Pfeleiderer aus Pfullendorf (Südweststaat) hatte die Bekanntschaft eines echten, begnadeten Schriftstellers gemacht! Das hatte sie so ergriffen und ihre schöpferischen Kräfte derart angeregt, dass nun nichts mehr sie halten konnte, es dem echten, begnadeten Schriftsteller gleichzutun. «Und wer war der Gesalbte der Literatur, der in Ihnen die Knospe zum Blühen brachte?» fragte ich. Im Umgange mit Kulturschaffenden muss man sich ja eines gepflegten Deutsches befleissigen, nicht wahr. Frau Finette sprach: «Er hat Himmel geheisse, das richtige Dichterle.» Ich dachte kurz nach und sagte dann: «Oder vielleicht Simmel?» Frau Finette drehte das goldene Kettlein ein paar stille Sekunden lang und sprach dann in ihrem klassischen Baseldeutsch: «Des ka sein. E sehr nettes Menschle. Er hat e Büchle geschriebe, des heisst (Bitte lass mich Blümle klebe). Kenne Sie des?» Ich sagte: «Ich habe von einem gehört, das heisst (Bitte lasst die Blumen leben). Vielleicht meinen Sie das?» Frau Finette senkte ihren Blick auf die goldene Gänsefeder und sprach: «Ich hab mir's net so gnau gemerkt. Aber ich hab e bissle drin geles, und da hab ich gedenkt: das kann ich auch!» Frau Finette war in ihrer inneren Bewegung in die Hochsprache verfallen, die sie ebenso makellos beherrscht wie das Baseldeutsche.

dorf (Südweststaat) hatte die Bekanntschaft eines echten, begnadeten Schriftstellers gemacht! Das hatte sie so ergriffen und ihre schöpferischen Kräfte derart angeregt, dass nun nichts mehr sie halten konnte, es dem echten, begnadeten Schriftsteller gleichzutun. «Und wer war der Gesalbte der Literatur, der in Ihnen die Knospe zum Blühen brachte?» fragte ich. Im Umgange mit Kulturschaffenden muss man sich ja eines gepflegten Deutsches befleissigen, nicht wahr. Frau Finette sprach: «Er hat Himmel geheisse, das richtige Dichterle.» Ich dachte kurz nach und sagte dann: «Oder vielleicht Simmel?» Frau Finette drehte das goldene Kettlein ein paar stille Sekunden lang und sprach dann in ihrem klassischen Baseldeutsch: «Des ka sein. E sehr nettes Menschle. Er hat e Büchle geschriebe, des heisst (Bitte lass mich Blümle klebe). Kenne Sie des?» Ich sagte: «Ich habe von einem gehört, das heisst (Bitte lasst die Blumen leben). Vielleicht meinen Sie das?» Frau Finette senkte ihren Blick auf die goldene Gänsefeder und sprach: «Ich hab mir's net so gnau gemerkt. Aber ich hab e bissle drin geles, und da hab ich gedenkt: das kann ich auch!» Frau Finette war in ihrer inneren Bewegung in die Hochsprache verfallen, die sie ebenso makellos beherrscht wie das Baseldeutsche.

Es gab eine kurze Pause, die ein besserer Schriftsteller als ich mit dem Beiwort «gedankenschwanger» genauer bezeichnet hätte. Frau Finette blickte weit über die Lande bis an die fernen Rheinhäfen des Kantons Basel-Stadt. Dann legte sie die goldene Feder beiseite, fasste mit spitzen Fingern ein langstieliges Kristallglas, in dem ein Madeira Boal 1922 aus den Kellereien von Ueli Prager funkelte – Kulturschaffende wenden sich mehr und mehr dem Genusse gereiften Madeiras zu –, und sprach: «Könne Sie mir helfe, wenn ich e Büchle schreib wie der Herr Pimmel?» «Simmel!», sagte ich. «Meine Sie?» sprach Frau Finette.

Ich hatte es vermutet gehabt. Bitte beachten Sie die Vorvergangenheit; danke. Wie immer, wenn Frau Finette in noch unerforschte Reiche ihres Lebens einzutreten beliebt, hatte sie auch diesmal auf meine ebenso selbstverständliche wie selbstlose Mithilfe gerechnet. Wie immer in solchen Fällen war ich nicht der Mann, der Frau Finette in ihrem edlen Bestreben zu enttäuschen vermochte. Deshalb sagte ich: «Liebe Frau Finette, ich bin mir nicht bewusst, ob es mir gelingen wird, meine bescheidenen Fähigkeiten in solche Höhen hinaufzuschwingen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich mich strebend bemühen werde. Und die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, dass es Ihrer Begabung gelingen wird, ein Buch zu schreiben, wie Sie es sich vorstellen.» Den Ausdruck «strebend bemühen» hatte ich ebenfalls von J.W. von Goethe (1749–1832) entliehen, und der letzte Teil des Satzes war (fand ich wenigstens) ein Meisterwerk der Höflichkeit wie der Ungewissheit in der qualitativen Wertung.

«Es is alleweil mei Meinung gesi», sprach Frau Finette, «dass ich in Ihne e guter Freund hab!» In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, Frau Finette sprach: «Komme Sie herein!» und es trat ein die Zofe Rosmarie. Sie schob vor sich her ein Tischlein, auf dem eine mächtige Schreibmaschine vollelektronischer Machart stand sowie ein Stapel Papiere lag. Rosmarie warf mir einen Blick zu, der Bände sprach, wenn auch keine für die Jugend geeigneten, und Frau Finette sprach: «Jetzt fange mir an wie der Herr Kimmel!» «Simmel!», sagte ich. Und dann fingen wir an. (Fortsetzung folgt.)

